



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rüstow, Wilhelm: Die Ereignisse in Mittelitalien seit dem Frieden von
Villafranca. 3.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die lokalen Angelegenheiten. Die Frage ist zu verneinen, ob man sich, abgesehen von der Domänenfrage und der nicht stattgehabten Betheiligung der Stände beider Herzogthümer bei der Schöpfung der gemeinschaftlichen Verfassung, auf den Buchstaben oder den Geist des Patents und der vorher gewechselten Noten berufen könne, um eine wirkliche und ausreichende Verbesserung der jetzigen Verfassungs- und Verwaltungszustände mit Recht und in sicherer Erwartung eines entsprechenden Erfolges zu verlangen.

Es ist von der äußersten Wichtigkeit, daß man sich darüber keinen Täuschungen hingibt, sich nicht vergeblich abmüht, auf Grundlage des Patens dem Lande zu helfen. So lange das Patent von Deutschland als maßgebend anerkannt wird, kann dieses dem Unwesen in den transalpingischen Herzogthümern kein Ziel setzen, auch wenn der Tractat über die Erbfolge längst nicht mehr existirte.

Die Ereignisse in Mittelitalien seit dem Frieden von Villafranca.

3.

Die Ermordung Anvitis in Parma übergehen wir als ein Ereigniß, welches dem Pöbel einer einzelnen Stadt zur Last fällt und auf die Entwicklung der mittelitalienischen Frage keinen oder nur sehr geringen Einfluß hatte. Dagegen müssen wir, ehe wir weitergehen, noch einiges über die beiden äußersten Enden Norditaliens, Venetien im Osten, Savoyen im Westen einschalten.

Venetien blieb nach dem Frieden von Villafranca bei Oestreich; doch sollte es eine gesonderte Verwaltung erhalten und in den projectirten Bund der italienischen Staaten eintreten. Darüber Unzufriedenheit bei Piemont, im übrigen Italien, in Venetien selbst. Piemont war der Meinung, es könne in einen italienischen Bund nicht eintreten, in welchem sich Oestreich für Italien befände wie im deutschen Bunde Dänemark für Holstein und Lauenburg. Wie es mit Dänemark im deutschen Bunde diesem letzteren ergangen, meinte man in Piemont, sei nur zu wohlbekannt, und doch sei Dänemark immer nur ein kleines Land, Oestreich dagegen eine europäische Großmacht; daß hierdurch die Verhältnisse für den italienischen Bund sich noch schlimmer gestalteten, müsse Jedermann einleuchten. Bedenke man außerdem die lange

und erbitterte Feindschaft zwischen Piemont und Oestreich, so dürfe vollends nicht daran gedacht werden, beide in denselben Bund hineinzubringen. Diesen Ansichten schloß man sich auch in Mittelitalien an, außerdem fiel überall die schwierige militärische Stellung Italiens gegen Oestreich in die Augen, wenn letzteres mit Venetien auch die beiden Minciofestungen Peschiera und Mantua, überhaupt die ganze Festungsgruppe an Mincio und Etzch behielt, gegenüber dem ganz offenen Lande des nunmehrigen subalpinischen Königreichs und den mittelitalienischen Staaten, mochten letztere ihre Unabhängigkeit behalten oder mochten auch sie zu dem subalpinischen Königreich geschlagen werden, wie es ihr Wunsch war. Als Radicalmittel der Heilung ward in Italien der Verkauf Venetiens von Oestreich dargestellt und vielfach empfohlen. Angenommen, Oestreich wollte überhaupt Venetien „verkaufen“, so würde es dafür unbedenklich eine sehr bedeutende Summe verlangen und nach den Geldopfern, welche bisher die Italiener gebracht hatten, zu urtheilen, würde es ziemlich schwer gehalten haben, diese Summe zu beschaffen. Aber wollte, will Oestreich überhaupt Venetien verkaufen? Um dies anzunehmen, müßte man glauben, daß es für alle Zeiten darauf verzichtet habe, seinen Einfluß und seinen Besitzstand in Italien wieder auf den alten Fuß herzustellen. Zu dem Glauben an eine so vollständige Verzichtleistung Oestreichs können mindestens wir uns nicht aufschwingen. Also Oestreich will Venetien nicht verkaufen. Der Meinung waren nun im Grunde auch die Italiener; aber sie meinten, daß der Congreß, welchen sie mit Napoleon dem Dritten wünschten, welchen Oestreich ursprünglich nicht haben wollte, durch einen Beschluß Oestreich zur Abtretung Venetiens gegen Entschädigung zwingen könne und werde. Auch diese Meinung steht auf äußerst schwachen Füßen. Der Congreß wird, wosern er überhaupt zu Stande kommt, ein Fürstencongreß, und es müssen daher die dynastischen Interessen überwiegend bestimmen. Für diese wäre es nun wol ein ganz eigner Präcedenzfall, wenn man beschließen wollte, ein Staat sollte ein Stück Gebiet, welches ihm gar nicht mit den Waffen in der Hand abgenommen ist, an einen andern Staat abtreten, wenn auch gegen eine Entschädigung. — Alle von früheren Congressen hergenommenen Beweise reichen durchaus nicht zu und stehen auf einem ganz andern Boden. Auf keinen Fall wird ein einstimmiger Beschluß der Mächte in solchem Sinne zu Stande kommen, und Oestreich könnte es dann wol darauf wagen, mit den Waffen in der Hand sich der Ausführung zu widersetzen und noch einmal diese entscheiden zu lassen. Eine geringere Forderung, falls Italien nicht das ganze Venetien haben könne, war dann die, daß wenigstens Peschiera und Mantua, welche doch immer zur Lombardei gehört hatten, an Piemont mitabgetreten würden, sodas Festungslinie gegen Festungslinie stände, und in dieser Beziehung einigermaßen das Gleichgewicht hergestellt würde. Es liegt auf der

Hand, daß auch darauf Oestreich nicht eingehen wird ohne den höchsten Zwang. Dann kam noch ein drittes, daß nämlich Mantua und Peschiera, wie andere wollten auch noch Verona und Legnago zu italienischen Bundesfestungen erklärt würden, also gemischte Besatzungen erhielten. Darauf ist zunächst zu erwidern, daß es ein Wunder sein würde, wenn Piemontesen und Oestreicher sich, in einen Platz zusammengelegt, verträgen. Außerdem, wenn italienische Bundesfestungen aufgerichtet werden sollen, warum dann bloß auf dem österreichisch-italienischen Gebiet, warum nicht auch auf dem piemontesischen — beim Umschwung der Dinge, auf den ein Bund doch wol gefaßt sein muß, gegen Frankreich z. B.? Und warum sollten dann nicht auch Truppen aus Oestreichisch-Italien etwa nach Genua oder Casale verlegt werden? Und wie würde dies den Piemontesen gefallen? Es wäre ein Trumpf, den Oestreich auszuspielen hätte, falls die Frage überhaupt in ernste Erwägung käme.

Während die Italiener nur darüber nachdachten, wie sie Venetien oder ein so großes Stück davon als möglich in ihre Gewalt bekommen könnten, betrachtete Oestreich die Sache von einer ganz andern Seite. Es sah in Venetien eine Waffe, eine Art Geißel für die Restauration der Herzöge. Wir haben versprochen, sagte Oestreich, Venetien eine abgesonderte mehr oder minder italienische Verwaltung zu geben. Dies war eine der Stipulationen des Friedens von Villafranca und zwar eine, deren Ausführung in unserer Hand liegt. Aber derselbe Frieden enthält auch noch andere Stipulationen, und deren Ausführung liegt in andern Händen. Die Herzöge von Toscana und Modena sollen restaurirt werden. Nehmen wir an, daß die Waffengewalt zu diesem Ende ausgeschlossen sei, so liegt es an den Mittelitalieniern und daneben an Piemont und seinen „guten Räthen“, daß jene ihre Herzöge wieder zurücknehmen. Thun sie das nicht, verletzen sie die Stipulationen des Friedens von Villafranca, so sind wir auch nicht mehr an diese gebunden. Venedig bleibt dann kurz und gut eine österreichische Provinz, wird österreichisch verwaltet, tritt nicht in den Bund der italienischen Staaten ein, und wir halten dort soviel Truppen und Truppen solcher Art als uns beliebt. Venetien ist ein österreichisches Vorwerk, ein österreichischer Offensivbrückenkopf auf dem Boden Italiens, auf welchem wir Italien feindlich gegenüberstehen bleiben und von welchem an wir Italien wieder einmal überschwemmen werden, wenn wir unsern Vortheil dabei sehen und uns der Zeitpunkt geeignet erscheint. Man sieht hier eine geistvolle Anwendung des weisen Spruches: Haust du meinen Juden, hau' ich deinen Juden. Es ist nun wohl schwer zu sagen, ob Napoleon der Dritte die österreichische Anschauung wirklich zu der seinigen machte. Jedenfalls gab er sich das Ansehen, als thue er dies, und brauchte diese Waffe, um die Mittelitaliener und Piemont in ihrem undank-

baren Vorgehen ein wenig aufzuhalten und zu beschränken. Das trat zuerst in einem Artikel des *Moniteur* vom 9. September zu Tage, welchen dann die übrigen officiösen Pariser Journale weiter ausführten und erklärten. Wenn man diese Zeitungsretoren sprechen hörte, sollte Venetien ein wahres irdisches Paradies, die Krone der italienischen Länder in Bezug auf Unabhängigkeit und Glück der innern Verhältnisse werden, — falls nur, das blieb die unausweichbare Bedingung, Toscana und Modena ihre Herzöge oder entsprechende Congresssurrogate dafür wieder zurücknahmen. Andernfalls freilich erhielt der Jude erschreckliche Hiebe.

Es war sonderbar, daß in derselben Zeit als diese Predigten erfolgten, eine Art Deputation Venetiens sich in Turin aufhielt, welche die dort anwesenden Toscaner, die eben Victor Emanuel die Beschlüsse ihrer Repräsentantenversammlung überbracht hatten, in einer Adresse begrüßten, in welcher die Venetianer erklärten, daß sie mit Ruhe und Würde von der Einigung Italiens auch ihre Befreiung erwarteten. Die piemontesische und mittelitalienische Presse antwortete auf die napoleonischen Insinuationen wegen des Tauschgeschäftes, das mit Venetien und den Herzögen betrieben werden sollte, fast aus einem Munde: man solle die Nachkommen Machiavellis nicht für so einfältig halten. Sie wußten sehr wol, daß sie am Ende der Gewalt und der Uebermacht erliegen könnten; aber man solle sich nicht einbilden, ihnen begreiflich machen zu können, daß Weiß Schwarz oder daß Schwarz Weiß sei. Man erinnert sich, daß beim Beginne des Feldzuges von 1859 viel davon die Rede war, Piemont würde schließlich für seine erwarteten Vergrößerungen in Italien und zur Deckung der französischen Kriegskosten an Frankreich Savoyen abtreten, dessen Einwohner zum größten Theile französisch reden. Nach dem Frieden von Villafranca machte sich nun wirklich eine Agitation in Savoyen für die Abtrennung von Piemont und Verbindung mit Frankreich stark bemerkbar. Sie ward hauptsächlich von dem Clerus betrieben, fand aber beim Volke im Allgemeinen nicht den erwarteten Anklang. Man berechnete, daß Savoyen bei seinen Industrie- und Handelsverhältnissen durch die Verbindung mit Frankreich nichts gewinnen, sondern im Gegentheil erheblich verlieren werde, und auch das politische Regiment in Frankreich schien den Savoyarden nicht besonders begehrenswerth. Uebrigens ward in Bezug auf die politischen Verhältnisse noch darauf aufmerksam gemacht, daß diese Veränderung des Besitzstandes schwerlich ohne die Zustimmung der europäischen Großmächte vorgenommen werden könne, welche 1815 die Hereinziehung von Faucigny, Chablais und Genevois in die schweizerische Neutralität garantirt hätten, und denen es ebensowenig als der Schweiz selbst lieb sein könne, wenn diese im Süden zu einem großen Theile von Frankreich umschlossen werde. Von wirklichen Verhandlungen über Savoyen zwischen Frankreich und Piemont war auch

nicht die Rede. (? d. Red.) Die ganze Bewegung in Savoyen blieb vorläufig auf dem Standpunkte localer Wühlerei. Wir haben gesehen, wie Anfangs October die Regierungshäupter der vier mittelitalienischen Länder zusammentraten, um sich über die Einsetzung einer gemeinschaftlichen Regentschaft zu berathen und daß ihre Wahl auf den Prinzen von Carignan, Eugen von Savoyen fiel, von dem übrigens schon vier Wochen vorher die Rede gewesen war. Die Verabredung über die Wahl war unter allen Umständen nur eine vorläufige: dieselbe mußte zuvor von den Repräsentantenversammlungen der vier Länder bestätigt; sie mußte aber auch vom Prinzen von Carignan angenommen werden, und dieser, wenn auch er selbst wider die Annahme nichts hatte, konnte doch auf andere Weise daran verhindert werden. Da die Regierungshäupter der vier Länder stets im Einverständniß mit Piemont gehandelt hatten und da dessen Regierung eben so sehr bestrebt war, noch vor dem Abschlusse des Züricher Friedens in Bezug auf Mittelitalien soviel als möglich der Vereinigung mit Piemont günstige vollendete Thatsachen zu schaffen, um mit diesen dann vor den europäischen Congress zu treten, welchen man erwartete, — um den Congress zu präjudiciren, wie die Sache außerhalb Italiens nicht unrichtig genannt wurde — war wol anzunehmen, daß Victor Emanuel gleichfalls nichts gegen die Errichtung einer mittelitalienischen Regentschaft unter seinem Vetter einwenden würde. Es fragte sich nur, was Napoleon dazu sagen würde, mit welchem man es doch nicht konnte verderben wollen.

Anfangs October näherten sich auch die Unterhandlungen der Züricher Friedensconferenz ihrem Ende. Soweit Frankreich und Oestreich in Betracht kamen, schien die Einigung hergestellt; aber Piemont, welches die meiste Ursache dazu hatte, erhob Einwände und war durchaus nicht mit dem zufrieden, was die beiden andern Mächte vollkommen zufriedenstellte. Unter solchen Umständen sendete Victor Emanuel seinen Minister des Aeußeren Dabormida am 12. October von Turin nach Paris, wohin eben Napoleon von Biarritz zurückgekehrt war, um mit diesem die Anstände der Vereinigung des Züricher Friedens zu besprechen und seine Ansicht von der Regentschaftsfrage zu vernehmen. Am 16. October wurde Dabormida vom Kaiser der Franzosen empfangen. Nach demjenigen, was über ihre Unterredung bekannt geworden ist, sprach sich Napoleon durchaus gegen den Plan einer Regentschaft für Mittelitalien und gegen die damit zusammenhängende Absicht aus, Mittelitalien mit sardinischen Truppen zu besetzen. Am Vorabend eines Congresses erschien dies nicht passend. Auf eine vereinstige Einverleibung der Romagna in Piemont suchte er Dabormida alle Hoffnung zu benehmen. Er, der Kaiser, wiederhole zwar, daß er eine fremde Intervention von keiner Seite her dulden werde, auch in der Romagna nicht, doch wollte er auch die Präliminarien von Villafranca, wie sie

zu Zürich bekräftigt wären, aufrecht erhalten und achten. Am 20. October darauf schrieb Napoleon von St. Cloud einen Brief an Victor Emanuel, in welchem er letzteren auf den Congreß vertröstete und ihm zugleich auseinandersetzte, was er diesem Congreß empfehlen zu können glaube, und was er auf demselben zu vertreten gedenke. Napoleon macht den König von Sardinien auf die Hindernisse aufmerksam, mit welchen gerechnet werden müsse. Es handle sich gar nicht darum, zu untersuchen, ob er klug gethan habe oder nicht, den Frieden von Villafranca zu schließen, es komme jetzt darauf an, aus diesem die bei den obwaltenden Umständen möglichst günstigen Consequenzen zu ziehen. Der Krieg biete oft weniger Verwicklungen als der Frieden; bei jenen ständen sich nur zwei Interessen gegenüber, bei diesem durchkreuzten sich mehrere. So sei es bei dem Frieden von Villafranca-Zürich auch der Fall. Beim Abschluß des Vertrags kam es darauf an: bestmöglich für die Unabhängigkeit Italiens zu sorgen, Piemont genugsuthun, den Wünschen der italienischen Völker zu entsprechen — zugleich aber den Katholicismus nicht zu beeinträchtigen und die von Europa anerkannten Rechte der Souveräne nicht zu verletzen. Von einer offenen Verständigung mit dem Kaiser von Oestreich auf diesen Grundlagen habe der Kaiser Napoleon die Wiedergeburt Italiens ohne weiteres Blutvergießen gehofft, es sei nun an Victor Emanuel, auch das seinige zu thun, unrealisirbare Wünsche dabei zum Opfer zu bringen, seinen Einfluß bei den Italienern in einer Richtung mit Napoleon zu verwenden. Dieser denke sich das neue Italien als einen Bund souveräner Staaten, deren jeder sich eine Repräsentativverfassung und wohlthätige Reformen gebe. Der Bund habe eine Fahne, einen Zoll, eine Münze. Das Centrum des Bundes werde Rom sein. Hier werde die Tagsagung des Bundes sitzen, zu welcher die Souveräne ihre Vertreter, aber nach dem Vorschlag der Kammern, senden, so daß das Volkselement den Oestreich freundlichen Einfluß der herrschenden Familien aufwiegen und unschädlich machen könne. Dadurch daß man den Papst zum Titularpräsidenten des Bundes mache, werde dem religiösen Gefühl des katholischen Europa ein Genüge gethan, der moralische Einfluß des Papstes gehoben und ihm so das Zugeständniß heilsamer Reformen erleichtert. Was bis jetzt erreicht sei für den großen Zweck, lasse sich dahin zusammenfassen: die Lombardei mit einer beschränkten Schuldenlast ist an Piemont abgetreten; Oestreich gibt sein Garnisonsrecht in Piacenza, Ferrara und Comacchio auf; die Ansprüche der Souveräne Mittelitaliens sind vorbehalten, aber jeder Gedanke einer fremden Intervention ist förmlich beseitigt und dadurch die Unabhängigkeit Mittelitaliens verbürgt; Venetien wird eine rein italienische Provinz. — Was ferner zu erreichen sei, das müsse sich auf dem Congreß finden. Victor Emanuel solle nicht vergessen, daß Napoleon durch den Vertrag gebunden sei und sich folglich auch auf dem Congreß nur in gewissen

Schranken bewegen könne. Was man nun auf dem Congreß verlangen dürfe, wäre folgendes: Parma und Piacenza werden zu Piemont geschlagen, dem sie strategisch unentbehrlich sind; die Herzogin von Parma erhält Modena, Toscana etwa mit einiger Gebietsvergrößerung wird dem früheren Großherzog zurückgegeben; ein System gemäßigter Freiheit wird in allen italienischen Staaten eingeführt; Oestreich sagt sich offen los von dem System unaufhörlicher Verwicklungen in Italien, es läßt Venetien in seinem italienischen Nationalcharakter auftreten, gibt demselben nicht bloß eine gesonderte Volksvertretung und Verwaltung, sondern stellt auch eine italienische Armee (Bundes-truppen) auf. Mantua und Peschiera werden zu Bundesfestungen erklärt. Im Allgemeinen gründet sich der italienische Bund auf die wirklichen Bedürfnisse, auf die Traditionen der Halbinsel, auf den Ausschluß jeder fremden Intervention. — Napoleon werde alles für dieses große Resultat thun und Victor Emanuel könne darauf bauen, daß er, solange die Interessen Frankreichs nicht im Wege ständen, sich immer glücklich schätzen werde, der Sache Italiens seine Dienste zu bieten.

Es ist nicht zu leugnen, daß Alles, was Napoleon in seinem Briefe sagt, sich recht gut anhört, nur darf man nicht zu nahe hinschauen. Die italienische Presse äußerte sich über den Brief an und für sich nur mit großer Vorsicht, abwohl sie zeigte, daß sie keineswegs glaubte, was sie glauben sollte. Die ganze Idee Napoleons war ihr durchaus nicht genehm. Die Italiener wollten zuerst lieber einen Einheitsstaat als einen Bundesstaat; jedenfalls wollten sie lieber keinen Bundesstaat oder Staatenbund, als einen solchen, in dem Oestreich neben Piemont säße. Das römische Centrum gefiel ihnen durchaus nicht: ein Priester, wie Pius der Neunte, der nach den beschränktesten Grundsätzen regiert oder auch nicht regiert, schien ihnen eben so wenig wünschenswerth als ein schlauer Pfaffe, wie der Prinz von Canino, der überdies, unter französischem Einfluß erwählt, seine Parole von Paris erhielt. Das Gegengewicht, welches die nach den Vorschlägen der Repräsentantenversammlungen zu besetzende Tagsatzung gegen den Oestreich freundlichen Einfluß der Fürsten bilden sollte, war ihnen gradezu komisch. Repräsentativverfassungen sind vortreffliche Einrichtungen, aber was läßt sich nicht alles aus und mit ihnen machen. Man erinnert sich bei solchen Gelegenheiten gar zu lebhaft, daß ja auch Frankreich eine solche Verfassung hat! Wer denkt für gewöhnlich wol daran. Und diese Repräsentativverfassung sollte nun vielleicht das Muster für Herzog Franz und Großherzog Leopold abgeben. Wenigstens wurde erzählt, daß Napoleon den König von Neapel habe anrathen lassen, seinem Volke eine Verfassung zu verleihen, die piemontesische oder die — französische.

Was zur Erfüllung des großen Zieles bereits gethan sei — nach dem

Briefe Napoleons — das befriedigte die Italiener ebenso wenig, als was noch gethan werden sollte. Von dem ersteren erkannten sie nur an, daß Piemont durch die Lombardei vergrößert war, und daß die Oestreicher ihr Besatzungsrecht in Ferrara, Comacchio und Piacenza aufgaben. Das war etwas. Dagegen wollten sie durchaus nicht begreifen, daß Venetien bei Oestreich bleiben und doch eine rein italienische Provinz sein sollte. Von den vorbehaltenen Rechten der Herzöge wollten sie gar nichts wissen. Die Beseitigung jedes Gedankens an eine fremde Intervention nahmen sie allerdings dankbar an; aber was sollte geschehen, wenn die Herzöge zurückgeführt werden sollten und die Italiener sie nicht wollten? Blieb nicht mindestens die Restauration wie ein Damoklesschwert, wie eine beständige Drohung für Mittelitalien, auf jeden Fall einer Aenderung der europäischen Verhältnisse über den Ländern hängen? Von den auf dem Congreß zu erreichenden Dingen ward als gut nur die Verbindung von Parma und Piacenza mit Piemont angenommen; daß Mantua und Peschiera Bundesfestungen werden sollten, ließ sich hören, aber nicht vorstellen ließ sich, wie dabei die Schwierigkeiten überwunden werden sollten, die wir oben besprochen haben. Oestreichische Reformen für Venetien, oder gar nur östreichische Versprechungen von Reformen für Venetien gewährten ungefähr so viele Beruhigung wie päpstliche Reformen und Versprechungen. Und Toscana sollte der frühere Großherzog zurückerhalten, vielleicht noch mit einer Gebietsvergrößerung (wo?); Modena sollte zwar nicht an seinen frühern Beherrscher zurückkommen, aber dafür an die Herzogin von Parma. Muß denn, so fragte man sich, diese arme Dame durchaus ein Land haben? Hier hört selbst alle Berufung auf das frühere Recht auf; Modena braucht keinen Herzog, aber eine Herzogin braucht ein Land. Warum soll der Herzog von Modena leer ausgehen? Etwas deshalb, weil niemand sich gern einen Spitzbuben nennen läßt?

Der Refrain der italienischen Zeitungen in Betreff des Briefes Napoleons, den doch andere Leute nicht für ganz undeutlich hielten, war dieser: er ändere nichts an der Lage der Dinge, er gebe ja nur Rathschläge; die Italiener könnten jetzt wie früher thun, was sie wollten, und das würden sie auch. Jeder Compromiß in Bezug auf Centralitalien würde von diesem selbst, wie von Piemont, zurückgewiesen werden. Dieselbe Ansicht herrschte auch in den leitenden Kreisen oder man gab sich dort wenigstens den Anschein, als theile man sie vollständig. Die Repräsentantenversammlungen von Modena und der Romagna traten am 6., die von Parma und Toscana am 7. November zusammen. Am 7. und 8. November erklärten sie sich für die Regentschaft des Prinzen von Carignan und es wurden sofort Deputationen nach Turin gesendet, um dem Prinzen und dem König Victor Emanuel Kunde von den gefaßten Beschlüssen zu geben. Die Versammlung der Romagna hatte zugleich

an Stelle des abtretenden Cipriani, der, wie es schien, nicht ganz einverstanden mit dem Vorgehen dieser Provinz war, am 8. Farini die provisorische Dictatur bis zur Ankunft des Regenten auch für die Romagna übertragen, und Farini erklärte umgehend durch den Telegraphen, daß er annehme, so daß nun unter seiner Regierung schon drei der vier Länder vereinigt waren.

Hatten die Italiener darauf gerechnet, daß Napoleon zwar aus Rücksicht auf Oestreich jedem Fortschritte scheinbar entgegentrete, daß es aber für sie genüge, seine Ansicht ad acta zu nehmen, so täuschten sie sich doch dieses mal. Napoleon, sobald er die Beschlüsse über die Regentschaft erfahren hatte, protestirte ganz ernstlich gegen dieses Verfahren, wenn auch vielleicht nur, weil die Friedensunterhandlungen von Zürich noch nicht beendigt waren, die erst am 10. November mit Unterzeichnung der Friedensurkunden auf dem Rathhause geschlossen werden sollten. Victor Emanuel mußte die Protestation Napoleons für so ernstlich ansehen, daß er beschloß, ihr, wenn auch nur halb, Folge zu geben. Der Prinz von Carignan sollte die Regentschaft ablehnen, dafür aber einen Stellvertreter, Buoncompagni, vorschlagen, auf dessen Annahme Seitens der Mittelitaliener mit Sicherheit gerechnet ward. Verboten konnte Victor Emanuel dem Prinzen Eugen schwerlich unter allen Umständen die Annahme der Regentschaft, und unseres Erachtens konnte noch weniger Napoleon den König zu einem solchen Verbote auffordern. Victor Emanuel hatte allerdings aus den Beschlüssen der Repräsentantenversammlungen der vier Länder über den Anschluß an Piemont Ansprüche für sich hergeleitet, aber er hatte in seinen Antwortreden diese Ansprüche dahin begrenzt, daß er sich das Recht zuerkannte, die Interessen der vier Länder bei den europäischen Mächten, also hauptsächlich wol auf dem erwarteten Congresse, kräftig zu vertreten und ihren Wünschen, so weit es an ihm läge, Geltung zu verschaffen. Förmlich den Anschluß der Länder angenommen, ihre Regierung angetreten hatte er noch nicht. Den Ländern untersagen, sich einen gemeinschaftlichen Regenten zu wählen, konnte Victor Emanuel nach allem Bisherigen nicht. Ihm dies zumuthen, hieß ihm mehr Rechte beilegen, als er es selbst bis jetzt gethan hatte, und war auch etwas Präjudicirendes. Inwiefern man dem König von Sardinien das Recht zuerkennen mochte, einem Prinzen seines Hauses die Annahme der Regentschaft zu untersagen, das steht allerdings auf einem andern Blatt. Uns scheint wenigstens ausgemacht, daß, wenn der Prinz die Regentschaft annahm, daraus dem Könige kein Vorwurf gemacht werden konnte. Das Wesentliche bei der ganzen Sache war jedenfalls, ob überhaupt eine gemeinsame Regentschaft für die vier Länder kurz vor Abschluß der Züricher Friedensconferenzen aufgerichtet ward oder nicht. Victor Emanuel gab sich den Anschein, als halte er Napoleons Protest mehr gegen einen Prinzen des Hauses Savoyen, als gegen einen Regenten überhaupt gerichtet, und so kam

man auf die Ersetzung des Prinzen von Carignan durch Buoncompagni. Als die Cavaliere Minghetti und Peruzzi am 13. November vom Prinzen Eugen empfangen wurden, sagte er ihnen zunächst seinen Dank für das Vertrauen, welches Mittelitalien ihm beweihe, welches er indessen mehr auf den König und Italien als auf seine Person beziehe. Rathschläge der Mächte, Gründe der Convenienz und der Politik Angesichts des bevorstehenden Congresses hinderten ihn zu seinem Bedauern, das Mandat anzunehmen. In dem er es ablehne, bringe er aber, wie er glaube, der Sache Italiens ein nütliches Opfer. Er glaube ferner Mittelitalien einen guten Dienst zu erweisen, indem er ihnen Buoncompagni zum Regenten empfehle. In einem Schreiben vom 14. November an Buoncompagni forderte er diesen zur Uebernahme der Regentschaft auf, indem er ihm bemerklich machte, daß es sich darum handle, ruhig auszuhalten, das Militärwesen zu heben, aber rein im Abwarten zu bleiben, während er zugleich auf die wiederholten Versprechungen Napoleons, eine bewaffnete Intervention nicht zu dulden, und auf die Hilfe des Königs Victor Emanuel hinwies, die Mittelitalien stets gewährt werden würde. Indessen stieß auch Buoncompagnis Regentschaft auf Hindernisse, und zwar erklärte sich nicht bloß der Kaiser Napoleon ebenso entschieden gegen sie als gegen diejenige des Prinzen selbst, auch die Toscaner machten Miene, damit unzufrieden zu sein. Ihre Deputation war über Genua am 15. November in Turin erwartet, sie traf aber nicht ein. In Genua erhielt sie die Nachricht von der Ablehnung des Prinzen von Carignan und der Institution Buoncompagnis. Da sie für diesen Fall nicht mit Instructionen versehen war, glaubte sie erst Verhaltungsbefehle von ihrer Regierung einholen zu müssen, und in Folge der selben begab sie sich dann am 16. nach Turin, um dort gegen die Unterschiebung Buoncompagnis Protest zu erheben. Nach beiden Seiten hin ward nun gearbeitet, um die entstandenen Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Den Toscanern ward vorgestellt, daß man sich in das Unvermeidliche fügen müsse, und daß es nicht an der Zeit sei, jetzt in Italien selbst Zwiespalt zu stiften. Nach Paris gab die piemontesische Regierung die Erklärung ab, daß die Sendung Buoncompagnis nach Mittelitalien keineswegs die Bedeutung der Einsetzung einer Regentschaft habe, daß Buoncompagni nur die Aufgabe habe, die „Ordnung“ in Mittelitalien, insbesondere unter den heißblütigen Romagnolen zu erhalten und auf solche Weise Ereignissen vorzubeugen, welche sehr störend in den gesammten Gang der Dinge eingreifen könnten. Die Toscaner fügten sich bald, und auch Napoleon erklärte, daß er befriedigt sei und nichts weiter gegen die Mission Buoncompagnis einzuwenden habe.

In Oestreich war man von diesem Verlaufe nicht eben sehr erbaut: man meinte, Napoleon habe sich nur zum Schein gegen die Regentschaft gesperrt; ebenso dachten die Leute in Rom und Neapel, denen die ganze

mittelitalienische Bewegung ein Gräuel ist. Einigermassen befriedigt konnten sie sich aber doch finden dadurch, daß Garibaldi zu derselben Zeit seine Dimission eingab und erhielt.

Nach der Mitte des October gewannen die Gerüchte von einem beabsichtigten Angriffe der Päpstlichen und der Neapolitaner auf Mittelitalien und zwar zunächst auf die Romagna neue Kraft. Es mochte allerdings sein, daß dieses nicht unbegründet war. Aller Wahrscheinlichkeit nach ward an einen solchen Angriff nach dem Züricher Friedensschluß, den man in der letzten Hälfte des October erwartete, von Seiten Neapels und des Papstes gedacht, da man hoffte, daß dieser Frieden wenigstens die Romagna preisgeben werde. Der päpstliche General Kalbermatten zu Pesaro ermahnte in einem Tagesbefehl seine Truppen zur Geduld, indem er ihnen zugleich ankündigte, „daß die Stunde der Gerechtigkeit nahe sei.“ Nun hieß es, Garibaldi wünsche dem Angriffe der Päpstlichen und Neapolitaner zuvorzukommen. In der That war dies gar nicht unwahrscheinlich, und vielleicht wäre es auch nicht unverständlich gewesen. Eine revolutionäre junge Armee, wie es diejenige Mittelitaliens doch war, hat Chancen des Zusammenhaltes in der Regel mehr in der Thätigkeit, als in der Unthätigkeit. Freilich läßt sich sagen, daß sie der Organisation bedarf, und daß Zeit dazu gehört, diese zu vollenden. Das ist richtig, wo überhaupt eine nachhaltige Begeisterung vorhanden ist und ein lebhaftes Volkstempament nicht die Hauptrolle spielt, wo außerdem durchaus kein Mißtrauen in die Häupter der Bewegung herrscht und wo kräftig durchgegriffen wird. Diese Dinge aber fehlen in Mittelitalien sehr. Der Obergeneral und Kriegsminister Fanti ist in der That etwas pedantisch, durch und durch „regulärer Soldat,“ seine militärischen Fähigkeiten und Kenntnisse erheben sich wenig mehr über den Nullpunkt als seine politischen Anschauungen; Mißtrauen in die guten Absichten der Führer und deren Ausharren — auch in den bösen Stunden — war in Mittelitalien genügend vorhanden; kräftiges, unbedingtes Durchgreifen fehlte, wie sich schon aus dem ergibt, was wir früher von den militärischen Organisationen sagten. Andererseits hatten die Mittelitaliener sich gegenüber die Schlüssel-soldaten, unter denen die alten Schweizer die einzigen waren, welche für Kriegersleute gelten konnten, und die Neapolitaner, welche, wie man erzählt, unter Heulen und Zähneklappen an die Grenze gerückt waren. Ein Erfolg gegen solche Feinde lag durchaus für Garibaldi nicht im Gebiete der Unmöglichkeit, namentlich wenn schnell zugegriffen ward, noch ehe jene ihre Concentration vollendet hatten. Von einem solchen Erfolge konnte man dann neues Zuströmen von Kräften zur Armee, die Ausbreitung der italienischen Insurrection, eine neue vollendete Thatsache erwarten, welche eine zahme Intervention in die Angelegenheiten Mittelitaliens doppelt und dreifach erschwerte und dadurch vielleicht jeder Intervention mit desto größerer Sicherheit vorbeugte.

So etwa mochte Garibaldi rechnen. Am 28. October übernahm er durch Tagesbefehl das Obercommando über die sämmtlichen in der Romagna concentrirten mittelitalienischen Truppen; unter ihm sollten die Divisionen von den Generalen Mezzacapo und Roselli commandirt werden. Damit rückte die Gefahr näher, daß Garibaldi auf eigne Faust einen Handstreich führe. Zu Turin, wo man von der beabsichtigten Vereinigung der Truppen in der Romagna unter Garibaldi's Oberbefehl schon vorher wußte, war man der Meinung, daß ein Angriff dieses Generals auf den Papst alles verderben würde. Von Paris her ward gedroht, daß in einem solchen Falle das Nichtinterventionsprincip seine Giltigkeit verliere und die Franzosen zur Unterstützung des Papstes einschreiten müßten. Das piemontesische Ministerium glaubte zu wissen, daß Walewski im Einverständniß mit Rechberg und Antonelli nichts sehnlicher wünsche, als einen Angriff der Romagnolen auf das päpstliche Gebiet und bestimmte daher den König Victor Emanuel, Garibaldi nach Turin zu berufen, um persönlich mit ihm Rücksprache zu nehmen und ihn von seinen etwaigen Angriffsabsichten zurückzubringen. Victor Emanuel ließ in der That Garibaldi kommen. Am 29. schon kam dieser zu Genua an und hatte am 31. mit Victor Emanuel eine Zusammenkunft zu Turin. Der König empfahl dem General die höchste Vorsicht; Garibaldi versprach auch, sich derselben zu befeßigen, machte indessen darauf aufmerksam, daß die Neapolitaner, mit den Päpstlichen vereint, ihrerseits angreifen könnten. Hatte doch zu dieser Zeit bereits der Erzbischof von Neapel, Cardinal Riario, allen seinen Pfarrern eingeschärft, gegen die beiden Feinde Gottes und der Kirche, den König Victor Emanuel und Garibaldi, zu predigen. Sicherlich müsse man sich auf den Angriff gefaßt machen, und wenn einerseits die anempfohlene Vorsicht gebiete, daß die Mittelitaliener nicht, wie es einmal bei einem Uebungsmarsche der Division Mezzacapo, ob absichtlich oder unabsichtlich, geschehen war, von der Romagna aus das päpstliche Gebiet beträten, so erheische doch andererseits dieselbe Vorsicht, daß man die mittelitalienischen Truppen an der Grenze concentrirt halte, um auf alle Fälle gerüstet zu sein. Victor Emanuel schien hiermit einverstanden zu sein und Garibaldi, sobald er nach der Romagna zurückgekehrt war, setzte nicht bloß die Truppen aus dem Norden, aus der Gegend von Bologna, an die Südgrenze der Romagna in Bewegung, er beanspruchte auch, daß aus Modena, Parma, Toscana andere Truppen Mittelitaliens ebenfalls nach der Romagna hin zusammengezogen würden. Bei dieser Gelegenheit kam der unter der Asche glimmende Funken des innern Meinungszwispaltes zwischen Fanti und Garibaldi zum Ausbruch. Fanti war Oberbefehlshaber und Kriegsminister, Garibaldi war Ende September zum zweiten Obergeneral der Armee von Mittelitalien ernannt worden; er sollte danach in Abwesenheit Fantis den Oberbefehl führen, und im Allgemeinen ward dies so

betrachtet, daß Fanti eigentlich die Administration als Kriegsminister, Garibaldi dagegen den Oberbefehl über die active Armee führen sollte. Insofern war die Ernennung Garibaldis über die in der Romagna bereits concentrirten Truppen, welche erst Ende October erfolgte, schon eine Contremine, eine Beschränkung. Fanti machte jetzt von seiner Stellung Gebrauch, um Garibaldi nicht bloß die Nachsendung von Truppen aus den andern mittelitalienischen Ländern zu versagen, sondern ihm auch die Concentrirung der in der Romagna bereits stehenden Truppen gegen die Südgrenze hin zu verbieten. Garibaldi sah sich dadurch in seiner Stellung beeinträchtigt und gekränkt. Vielleicht aber hätte sich die Differenz zwischen den beiden Generalen immer noch ausgleichen lassen, wenn nicht unterdessen die Verwicklung in der Regentschaftsfrage eingetreten wäre, welche die Proteste des Kaisers Napoleon herbeiführten. Die piemontesische Regierung hatte von der neapolitanischen Regierung Erklärungen darüber verlangt, was die Versammlung ihrer Abruzzenarmee bedeuten sollte. Die neapolitanische Regierung hatte darauf ziemlich schöne geantwortet: sie könne auf ihrem Gebiete thun, was sie wolle; die piemontesische Regierung könne sich übrigens durch die Truppenansammlung gar nicht bedroht fühlen, da dieselbe ja durchaus nicht an den Grenzen Piemonts stattfinde; höchstens könne der Papst nachfragen, an dessen Grenzen die Neapolitaner allerdings unmittelbar ständen. Betreffs einer etwaigen Intervention in der Romagna müsse sich die Regierung des Königs Franz freie Entscheidung vorbehalten. Auf die Vorstellungen des Kaisers Napoleon gegen eine etwaige Intervention Neapels brachte dessen Regierung vor, daß ja auch Victor Emanuel Mittelitalien und dessen insurgirte Völkerschaften ohne specielles Recht dazu unterstütze und insbesondere ward die Besorgniß hervorgehoben, welche der Aufenthalt des Revolutionärs Garibaldi in Mittelitalien allen legitimen Regierungen einflößen müsse. Dieses machte nun Napoleon auch bei Gelegenheit der Regentschaftsfrage gegen Piemont geltend. Und so kam es, daß Garibaldi bei seiner Differenz mit Fanti durchaus keine Unterstützung bei der piemontesischen Regierung fand; daß ihm vielmehr zu verstehen gegeben ward, die Errichtung der Regentschaft sei wichtiger als alles andere. Garibaldi konnte hierin zugleich einen Appell an seinen italienischen Patriotismus, wenn auch in erster Reihe nur das sehen, daß er Fanti gegenüber immer in seiner Thätigkeit behindert bleiben werde. Er gab daher sofort seine Entlassung ein und erhielt sie; er legte alle seine Würden nieder und begab sich nach Nizza. Er machte dies durch eine Proclamation den Italienern bekannt, indem er ihnen jedoch vorhielt, daß die Politik, welche jetzt Victor Emanuel auf Tritt und Schritt hindere, es ihnen doppelt zur Pflicht mache, sich um diesen König, der es treu mit Italien meine, zu schaaren, daß man heute doppelt auf der Wacht stehen müsse, und indem er versprach, daß er auch wie-

der ohne Säumen auf seinem Plage sein werde, sobald Victor Emanuel aufs Neue seine Soldaten zum Befreiungskampfe rufe. Garibaldi's Austritt aus dem Dienste fiel den Italienern schwer aufs Herz, und da viele von seinen Anhängern, die brauchbarsten Offiziere, sich anschickten, seinem Beispiel zu folgen, drohte der Armee von Mittelitalien geradezu Desorganisation. Am 18. November sah sich Ganti zu einem von Modena datirten Tagesbefehl veranlaßt. Er deutete in demselben an, daß er kein geringes Opfer gebracht habe, als er aus dem sardinischen in den Dienst Mittelitaliens übergetreten sei, er habe sich die Schwierigkeiten seines Unternehmens damals nicht verborgen; doch hätte ihm die Leichtigkeit, mit der die Organisation in Mittelitalien alsbald vor sich gegangen, und das Geschick der neuen Regierungen volle Zuversicht gegeben. So gebiete Mittelitalien heut über eine wohlorganisirte, wohlgerüstete Armee, Rimini, Mirandola, Bologna seien mit neuen gut armirten Befestigungen umgeben. Immerhin bleibe noch viel zu thun, die Disciplinirung der Truppen lasse sich nicht auf einmal erzwingen. Geduld sei nothwendig. Durch die Ausdauer, welche Mittelitalien zeige, werde es den ohnehin nicht auf festen Füßen stehenden Feind ermüden; entweder werde dieser sich ohne Kampf zurückziehen, oder zum Angriffskampf mit der Sicherheit einer förmlichen Niederlage schreiten müssen. Dieser Tagesbefehl aber beschwichtigte die einreißende schlechte Stimmung nicht, und Garibaldi bewog dies, da es ihm durchaus nicht darauf ankam, das einmal begonnene Werk zu zerstören, auch seinerseits in einer neuen Proclamation, datirt von Genua, 23. November seine Waffengefährten in Mittelitalien zum Ausharren bei der Fahne aufzufordern und so zugleich wieder gut zu machen, was etwa der ein wenig gereizte Ton in der Proclamation vom 16. November verdorben haben konnte. Er hoffe, sagt hier Garibaldi, bald wieder bei seinen Kameraden in Mittelitalien zu sein; die Waffen würden nur für kurze Zeit ruhen; denn die alte Diplomatie flöße wenig Vertrauen in ihre Kraft und Fähigkeit ein. Wo die Elemente einer großen Nation in Bewegung seien, wo die Saat einer Weltrevolution ausgestreut werde, wenn die gerechten Ansprüche Italiens nicht befriedigt würden, dort sehe sie nur Mißverständnisse. Sie werde sich überzeugen müssen, daß ein Volk, das für die Freiheit zu sterben weiß, eher vernichtet als in die Knechtschaft zurückgeführt werden könne. Wenn auch alle Kämpfer Italiens von heute fielen, würden sie doch ihre Söhne mit dem gleichen Bewußtsein des Rechtes, zu gleichem Kampfe bereit zurücklassen. Die jungen Männer in Mittelitalien sollten daher unter Waffen bleiben und sich einiger als je um ihre Führer schaaren; die Bürger Italiens sollten nicht aufhören zu der Beschaffung von Waffen zu steuern, damit morgen vielleicht Italien der Gewalt verdanken könne, was ihm die Gerechtigkeit heute versagen wolle.

Wilhelm Rüstow.